

Georges Hausemer

Fuchs im Aufzug
Erzählungen



Inhalt

Es war bereits dunkel	7
Der Fuchs im Aufzug	37
Zwei Päckchen	47
Goldkugeln	62
Graugänse	74
<i>Seasons in the Sun</i>	88
Stubbis	106
Asia Delight	117
Dienstags	124
Prinzessin	134
Nello	145
Abschiede	154
Nächte in T.	159
Alles, was wir sein werden	170
Der Biber	187
Wenn Elly noch lebte	191

Es war bereits dunkel

Gubbi nahm mich zur Seite. Sein Atem roch nach Lakritz. Es war schweinekalt. Ich trug bloß ein Hemd und darüber die alte Lederjacke von Leas Vater. Die mit dem Pelzkragen, der nach totem Kaninchen aussah.

»Also, was ist jetzt?«, fragte Gubbi und kratzte sich am Kinn, an der rötlichen Stelle, die er seit Tagen nicht mehr rasiert hatte.

Lea war mit der Kleinen beschäftigt. Gleichzeitig musste sie sich um Zorro kümmern, unseren Hund. Wir hatten die Leine nicht dabei. Wahrscheinlich hatte das Kind sie wieder irgendwo versteckt. Es wollte eine Bratwurst haben, aber keine mit Senf, sondern eine mit Ketchup. Es gab keinen Ketchup mehr. Es sei jedes Jahr dasselbe, sagte der Wurstverkäufer, bereits mehrere Tage vor Heiligabend gehe ihnen immer der Ketchup aus. Er hielt einen Holzlöffel in der Hand. Mit dem dirigierte er, während er redete, einen unsichtbaren Chor.

Die Kleine begann zu schreien. Gubbi schlug vor, es an einer anderen Bude zu versuchen. Er würde uns einladen.

»Kommt, Leute, ich bin euch noch was schuldig«, sagte er und klopfte mir auf die Schulter.

Wir nannten ihn Gubbi, weil seine Großeltern im vorletzten Jahrhundert aus Gubbio ausgewandert, tagelang mit dem Zug kreuz und quer durch Europa gefahren und schließlich hier ausgestiegen waren, weil sie nichts mehr zu essen hatten.

Einige Buden hatten bereits geschlossen. An der Weihnachtskrippe blieben wir stehen. Die Figuren sahen aus wie gebacken, wie aus altem, bemaltem Brot. Als Lea einen Moment nicht aufpasste, begann der Hund dem Christkind das Stroh unter dem Hintern wegzufressen. Da dachte die Kleine schon nicht mehr an ihre Bratwurst. Sie packte Zorro am Flohband, riss ihn zurück und versuchte, ihm auf den Rücken zu klettern.

Ich wunderte mich, dass Gubbi eine Taschenlampe dabei hatte. Plötzlich leuchtete sie auf, und der starke Strahl schien dem Kind ins Gesicht. Lea sagte nichts. Es war bereits dunkel, klar. Aber aus der Krippe kam noch Gesang.

»Verdammt! Bestimmt sind die andern längst weg«, sagte Gubbi.

Als das Lied zu Ende war, gingen auch über dem Christkind, Maria und Josef, den bärtigen Männern im Hintergrund und dem seitlich im Schatten verharrenden Ochs und dem Esel die Lichter aus. Die Kleine erschrak. Lea hob sie auf den Arm.

Zum Glück gehorchte Zorro aufs Wort. Meistens jedenfalls.

Seit wir bei Leas Mutter eingezogen waren, wusste ich nicht mehr, wo Behring, Kojote, der Inder und

all die andern vom Duce ihre Betten stehen hatten. Aber Gubbi hatte recht: Sie waren schon weg. Auf ihrer Bank saß ein Liebespärenchen. Das Mädchen hatte eine Hand unter den Gürtel des Typen geschoben. Er hielt ihr eine Zigarette vor den Mund, presste sie ihr an die Lippen.

Es gab noch Brötchen, aber nur noch mit Sauerkraut. Gubbi ließ ein paar Münzen in seiner Hosentasche klimpern. Es konnten nicht viele sein. Aber ohne Würstchen kostete eine Portion auch nur die Hälfte. Und es war noch Ketchup da. Als wir fertig waren, bot Gubbi der Kleinen ein paar Gummibärchen an. Sie lagen lose in der Hand, die zuvor in der Tasche mit den Münzen gesteckt hatte. In der anderen hielt er die immer noch eingeschaltete Lampe. Auch Zorro bekam eine Süßigkeit. Er spielte damit und jonglierte sie so lange auf seiner Zungenspitze, bis sie ihm aus dem Maul und hinter einem geparkten Auto in eine Pfütze fiel. Der feuchte Fleck sah nach Öl oder Benzin aus. Es war zu finster, um es genau erkennen zu können. Und zu kalt, um es zu riechen.

»Also dann«, sagte Gubbi und ging.

Ich legte Lea den Arm um die Schulter, drückte ihren Kopf an meine Brust. Weil die Kleine sich neben Zorro auf die blanke Erde gesetzt und in der Pfütze herumzuschmieren begonnen hatte, riss ihre Mutter sich gleich wieder von mir los. Wenigstens trug Lea einen Mantel. Einen Regenmantel, der ihr schon einmal gehört hatte. »Du hast ihn gestohlen«, hatte ihre Mutter behauptet. Dabei hing er einfach nur

im Schrank ihres ehemaligen Kinderzimmers. Dort schliefen wir, auf dem Sofa, das sich ausklappen und mit wenigen Handgriffen in ein bequemes Doppelbett verwandeln ließ. Unsere Tochter lag zwischen uns.

»Hoffentlich habt ihr nicht vor, eines Tages zu heiraten«, hatte Leas Mutter einmal zu uns gesagt.

Wenn die Kleine nachts zu heftig mit den Beinen strampelte, legte ich mich neben das Bett, auf den Teppich. Das machte mir nichts aus.

Der Himmel war wie aus nassgrauer Pappe. Wir gingen zu Fuß nach Hause, es war nicht weit. Ich trug das Kind auf den Schultern. Zwischen Lea und mir trottete der Hund. Ein Flugzeug war zu hören, doch man konnte es nicht sehen. Ein Gewitter, behauptete unsere Tochter. Lea sprang hoch und zog ihr zum Scherz ihre Wollmütze übers Gesicht. Dabei streifte der Bommel, der an einem dicken Faden baumelte, ihr linkes Auge. Sofort begann die Kleine wieder zu weinen.

Leas Mutter war noch wach. Im Fernsehen wurde ein Eishockeyspiel übertragen. Lea fragte, seit wann sie sich für Sport interessiere. Ihre Mutter war überzeugt, soeben seien noch Tiere durchs Bild gelaufen. Sie sagte, kurz zuvor sei eines vor ihren Augen erschossen worden, ein Wildschwein. Oder ein Igel. Jedenfalls eines mit stacheligem Fell. Sie habe das Pulver bis in ihr Wohnzimmer riechen können. »Diese Idioten«, sagte sie. Es habe gestunken wie Grillfleisch.

Am Tag darauf hätten wir ausschlafen können. Doch der Hund weckte uns, wie jeden Morgen. Es war noch

dunkel. Ich hatte zumindest nicht auf dem Fußboden liegen müssen. Als erstes bekam die Kleine ihr Glas Wasser. Das war immer so. Nach dem Aufwachen bekam die Kleine von ihrer Mutter sofort etwas zu trinken. Dann ging Lea in die Küche und machte das Frühstück. Ein Teil unserer Sachen lag in ihrem Schrank von früher. Den Rest hatten wir in eine Umzugskiste, in mehrere kleine Kartons und in große, undurchsichtige Plastiktüten gestopft.

Wenn unsere Tochter schon nicht auf Zorro reiten konnte, so wollte sie wenigstens mit ihm tanzen. Sie hob ihn an den Vorderpfoten hoch und drehte sich mit ihm im Kreis, immer schneller. Irgendwann fiel sie um, und der Hund auf sie drauf. Sie krächte vor Vergnügen. Und Zorro schmiegte den Kopf an die Kleine, als sei sie sein Junges.

In der Küche saß ich am liebsten. Von allen Räumen im Haus war sie der gemütlichste, sogar im Winter. Leas Mutter kam immer barfuß zum Frühstück, ungekämmt und ohne Zähne, was keinem von uns gefiel. Wir hätten ihr nichts zu sagen, ärgerte sie sich, wenn ihre Tochter sie zurechtwies. Manchmal erkannte sie uns nicht. Dann behauptete sie, wir seien nachts bei ihr eingebrochen, sie wisse Bescheid, wir müssten mit Konsequenzen rechnen.

»Wir sind deine Familie«, erklärte Lea.

»Und wann heiratet ihr endlich? Ich muss es schriftlich haben.«

Die Kleine saß auf meinem Schoß, wie immer. Zuerst ein Stück Käsebrot für sie, dann eins für mich.

Zuerst schob ich ihr einen Bissen in den Mund, dann sie mir.

Im Kaffee sei Gift, behauptete ihre Großmutter. Fingerhut, ganz klein geschnipselt, so dass die Blumenfetzen einem nicht auffallen.

Lea trank, seit ich sie kannte, morgens immer nur ein Glas lauwarme Milch. Dazu aß sie zwei, drei trockene Kekse. Im Hintergrund, über der Anrichte, lief das Transistorradio, aber so leise, dass man nichts verstehen konnte.

»Niemand will dich vergiften«, sagte Lea.

Als ihr Vater noch lebte, durfte überhaupt kein Radio eingeschaltet werden. Was in den Nachrichten kam, waren für ihn lauter Lügen gewesen, alles nur Lügen. Und einen Fernseher, behauptete er, konnten sie sich nicht leisten. So hatte ich Lea kennen gelernt. Als wir uns in *Duces Café Titanic* anschauten. Sie war wegen DiCaprio gekommen, ich wegen der Technik, wegen der Tricks. Explodierende Flugzeuge, untergehende Schiffe – das hatte mich schon als Junge begeistert. Gubbi und die andern waren auch da gewesen. Lea saß allein in einer Ecke, mit einer Cola in der Hand, während wir an unserem Stammtisch Platz genommen hatten, aber den Mund halten mussten. Andernfalls hätte der Duce uns rausgeschmissen. So wurde der Wirt genannt: Duce. Weil sein Familienname Muzzolini war, mit zwei Z. Noch einer von diesen als arme Schlucker ausgewanderten Italienern. Doch mittlerweile gehörten dem Duce außer dem Café auch noch eine Pizzeria und ein Nacht-

club. Ein paar Mal war ich für den Duce mit Pizzas durch die Gegend gefahren. Ein Service, den damals noch nicht viele kannten, aber der Duce war ein cleverer Geschäftsmann. Seinen Club allerdings durften wir nicht betreten. Höchstens mit Krawatte und sauberen Fingernägeln, hatte er einmal gesagt. Doch wie sollten wir jemals saubere Fingernägel kriegen, damals?

Wenn die Kleine artig war und nicht krümelte, bekam sie nach dem Käsebrot auch noch einen Löffel Marmelade, Erdbeermarmelade. Die hatte Lea selbst gekocht, letzten Sommer, bestimmt ein Dutzend Gläser. Ein paar davon waren nicht richtig verschlossen gewesen, unter dem Deckel hatte sich ein grünlich weißer Flaum gebildet. Den musste ich mit der Spitze eines Messers sorgfältig entfernen. Den Rest konnte man durchaus noch essen. Für einmal teilte sogar Leas Mutter meine Meinung.

Ich schob dem Kind den Löffel in den Mund, es ließ ihn nicht wieder los. Es biss so fest mit den Zähnen auf das Metall, dass der Löffel sich kaum noch bewegen ließ. Der Stiel stach zwischen seinen Lippen hervor wie eine Waffe. Etwas Ähnliches hatte ich einmal in einem Film gesehen, mit dem Unterschied, dass dem Held dort plötzlich scharfe Klingen aus dem Körper geschneit waren. Es hatte nicht einmal geblutet. Noch so ein Trick. Später waren dem Mann auch noch Zähne aus Stahl gewachsen. Doch am Ende musste er trotzdem sterben.

»Wie wär's mit einem Spaziergang?«, fragte Lea.